



Einsamkeit, Nebelwetter und dazwischen Raum für prägnante Texte: Willkommen in der Welt der Französin Véronique Bizot.

Foto Claus Setzer

## Eigenbrötler erster Güte

Trauerspiele, die sich blitzschnell in makabere Komödien verwandeln: In ihren frühen Erzählungen reißt Véronique Bizot mit wenigen Federstrichen einige Fassaden bürgerlichen Lebens ein.

Meistens geht es in den Geschichten von Véronique Bizot um Unerfreuliches: Tod, Alter und Einsamkeit sind ihre Themen. Passend dazu ist häufig das Wetter schlecht, der Nebel hängt tief über Lichtungen und Seen, der Wind heult wütend, der Schnee fällt schnell. Und wenn doch einmal die Sonne scheint, dann wärmt sie nicht, sondern sie brennt.

Entsprechend ist auch die Gemütslage ihrer Figuren: Ob sie nun sarkastisch sind wie die alte Ich-Erzählerin, die sich gleich in der ersten Geschichte ihres neuen Bandes mit Erzählungen über die Brutalität der Gärten beklagt, die von ihrer bösartigen Schwester beauftragt wurden, dem schönen Wildwuchs des gemeinsamen Gartens einen ordentlichen Schnitt zu verpassen; ob sie lethargisch sind wie die Erzählerin in „Das Hochhaus“, die ihrem ehemaligen Geliebten und dessen Ehefrau seit Jahren eine klaglose, gute Freundin ist, obwohl sie von beiden einst

verraten wurde; ob sie die Einsiedelei pflegen wie der Erzähler in der letzten, meisterhaften Geschichte „Der Kontrabbass“, der sich den Frauen nur gewachsen fühlt, wenn er ihnen in Form von Literatur begegnet – allen Figuren von Bizot ist die Melancholie vertrauter als der Enthusiasmus, sie wissen mit stiller Trauer besser umzugehen als mit schreiender Wut. Sie sind Eigenbrötler erster Güte.

Selten hat man daher das Gefühl, dass sie an dem, wovon sie erzählen, tatsächlich teilgenommen haben. Stattdessen begeben sie sich lieber an den Rand des Geschehens, und zwar entweder, weil sie sich dort ohnehin am wohlsten fühlen, oder aber, weil sie tatsächlich alt sind und ihre Lebenszeit als abgelaufen betrachten. Nicht zufällig berichten Bizots Erzähler immer wieder von langen Reisen, die sie einst unternommen haben, von in der Fremde verbrachten Jahren, die indes, und hierin liegt nur ein weiterer Hinweis auf die umfassende Einsamkeit aller Personen, für das Leben in der Gegenwart schon keinerlei Bedeutung mehr haben. Weit wichtiger ist die Erinnerung. So wird der Rückblick zur bevorzugten Erzählperspektive nahezu sämtlicher in dem neuen Band versammelter Figuren.

Der Steidl Verlag, der das Werk der 1958 in Paris geborenen Véronique Bizot übersetzen lässt, hat diesen neuen Band „Die Heimsucher“ genannt und darin zwei Bücher zusammengefasst, die in Frankreich schon 2005 und 2008 erschienen sind – mithin vor den drei kurzen Romanen „Meine Krönung“ (2010), „Eine Zukunft“ (2011) und dem erst im vergangenen Jahr veröffentlichten (und noch unübersetzten) „Ame qui vive“, für die Véronique Bizot jeweils mit kleineren

Literaturpreisen ausgezeichnet worden ist. Bei den „Heimsuchern“ handelt sich also um frühe Erzählungen von Bizot, und dass die Vorstellung von dem, was Gegenstand und Form ihres Schreibens sein sollte, seinerzeit zwar schon vorhanden, aber noch nicht vollends ausgeprägt war, ist einigen dieser kurzen, meist um die dreißig Seiten zählenden Texte durchaus anzumerken.

Denn so viel Raum die Autorin auf die Schilderung von vergangenen Liebesgeschichten oder verpassten Gelegenheiten auch verwendet, so entschieden nutzt sie die prekäre Seelenlage ihrer Figuren als Ausgangspunkt für sadistische Experimente, bei denen sie den wankenden Boden unter ihren Helden erst zum Bröckeln und dann zum Einstürzen bringt – meist mit nur einem einzigen Satz. Allerdings geraten diese Wendungen zuweilen so abrupt, dass sie den Leser weniger beeindruckt als ratlos zurücklassen. In der Erzählung „Auf dem Land“ beispielsweise führt ein reicher Mann eines Nachts seinen spielsüchtigen Nachbarsjungen in Versuchung und bezahlt diese Missetat mit dem Leben. Hingerichtet wird er aber nicht von dem Jungen, sondern von der eigenen Ehefrau, die bis zu diesem *finale furioso* in der Geschichte gleichwohl so gut wie keine Rolle spielte.

Immer wieder entfallen diese bösen Spielchen aber auch eine Brisanz, die abgründig und witzig zugleich ist. In den besten Texten des Bandes – dem schon erwähnten „Kontrabbass“, in „Die Frau von Georges“ und in „Das Blinklicht“ – erinnert die Entblößungsprosa von Véronique Bizot daher von ferne an die Paarstudien der französischen Dramatikerin Yasmina Reza, die ja ebenfalls nichts lieber und besser tut, als die Fassaden bür-

gerlichen Lebens mit ein paar Federstrichen niederzureißen. Am Ende eines heiteren Dinners bei den Nachbarn blickt die Erzählerin in „Die Frau von Georges“ auf zwei andere Paare, „deren Privatsphäre ich mir zu der Stunde vorstellte, da dieses Abendessen beendet sein würde, das stumme Ritual des Zubettgehens in der Stille der Schlafzimmern, das Schlucken der Schlafmittel, die Verbitterung von Susi Klausen, wie sie sich Ohropax in die Ohren steckt, die ohne den kleinsten Versuch der Annäherung gelöschten Lichter, nun, da man vom Desinteresse zum Abscheu, von der Desillusion zum Hass übergegangen war“. Was die richtige Dosierung von Auslassung und Andeutung betrifft, beweist Véronique Bizot jedenfalls immer wieder ein nahezu perfektes Gespür.

Im Zusammenspiel mit ihrem Stil, einer melodischen, feinen Sprache, die trotz langer Sätze und vieler Einschübe immer klar bleibt, bieten ihre Erzählungen kleine Trauerspiele, die sich blitzschnell in makabere Komödien verwandeln können. Melancholie weicht der Ironie, Verzweiflung dem schwarzen Humor. Und wer immer dachte, sich vom Leben fernzuhalten würde einen vor bösen Überraschungen bewahren, sieht sich regelmäßig getäuscht. LENA BOPP



Véronique Bizot:  
„Die Heimsucher“. Roman.

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel und Claudia Steinitz.  
Steidl Verlag, Göttingen 2015.  
302 S., geb., 22,- €.

## Ohne die richtige Frau ging gar nichts

Eine berufene Familie: Cord Aschenbrenner erklärt das evangelische Pfarrhaus am Beispiel einer Pastorendynastie

Sebastian Haffner sah die Geschichte als „unentwirrbares Knäuel“ und die Aufgabe des Geschichtsschreibers darin, jeweils einen Faden aus diesem Knäuel herauszuziehen und „als intellektuellen Roman abzuspinnen“, wohl wissend oder doch zumindest ahnend, dass die „Masse des wirklich Geschehenen unkenntlich“ bleibt.

Cord Aschenbrenner stellt diese Metapher aus Haffners Essay „Zur Zeitgeschichte“ seinem Buch über das evangelische Pfarrhaus voran. Statt die Geschichte dieser Institution trocken aufzudröseln, zieht Aschenbrenner aus dem Knäuel der Geschichte einen Faden heraus: den Faden der deutsch-baltischen Pastorenfamilie Hoerschelmann. Und diesen spinnt er locker und unterhaltsam lesbar ab. Die sich zu Beginn der Lektüre noch einstellende Frage, weshalb man sich für die dreihundertjährige Geschichte dieser frommen Familie interessieren soll, weicht bald dem Lesevergnügen.

Denn die Lebenswege der Pastoren Hoerschelmann, ihrer Pastorinnen und Kinder, die Aschenbrenner konzentriert erzählt und mit Fotos aus Familienalben sowie mit einem Stammbaum illustriert, bilden den Faden, an dem entlang man drei Jahrhunderte der deutsch-baltischen und europäischen Geschichte durchschreitet und exemplarisch den Wandel einer beinahe mythischen Institution der europäischen Geistes- und Frömmigkeitsgeschichte nachvollzieht. Dass der Topos vom evangelischen Pfarrhaus nicht nur in die Erinnerungsorte des Christentums Eingang gefunden hat, sondern auch in die nationalkulturellen deutschen Erinnerungsorte, erscheint spätestens nach dieser Lektüre zwangsläufig.

Die Erzählung, die sich im Wesentlichen auf Briefe, Predigten und autobiographische Fragmente aus dem Familienarchiv stützt, beginnt im Jahr 1704 im Kernland der Reformation, im thüringischen Eisenach, mit der Geburt Johann Heinrich Hoerschelmanns, des Stammvaters der Pastorendynastie, die Aschenbrenner bis in die neunte Generation nachverfolgt. Aus einer Familie von Handwerkern, Gastwirten und Soldaten stammend, schlägt Johann Heinrich in Jena einen Weg ein, der bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein sozialen Aufstieg verspricht und im vorliegenden Fall auch verschafft: das Studium der Theologie.

In der nachfolgenden Generation nimmt die Familiengeschichte dann Fahrt auf: Zwei Söhne studieren, wie der Vater, Theologie in Jena; der Ältere wird allerdings nicht Pastor, sondern Lehrer, und verlässt Thüringen Ende der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, um eine Stelle am kaiserlich-akademischen Gymnasium im estländischen Reval (dem heutigen Tallinn) anzutreten. Anfang der achtziger Jahre folgt ihm sein jüngerer Bruder in die deutsch geprägte Ostseeprovinz des Zarenreichs und übernimmt dort ein Landpastorat. Fortan bleiben die Hoerschelmanns nicht nur dem Pastorenberuf, sondern auch dem Baltikum treu.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts aber geht die goldene Zeit des deutschen evangelischen Pfarrhauses im Baltikum allmählich ihrem Ende entgegen: Die Zaren verfolgen eine Politik der Russifizierung, fördern das Vordringen der Orthodoxie und beschneiden die weit über den seelsorglichen Bereich hinausgehenden Kompetenzen der evangelischen Pfarrer. Auch kommt es vermehrt zu Spannungen mit der estnischen Bevölkerung und überdies zu einer Abkehr vom Glauben, die nicht nur diffus spürbar, sondern in der sinkenden Teilnahme am religiösen Leben auch unmittelbar ersichtlich wird. Nicht wenige Deutschbalten träumen Ende des neunzehnten Jahrhunderts vom Anschluss ans Deutsche Reich. Bismarck steht in hohem Ansehen: In einer Art nationaler, religiöser und familiärer „Dreifaltigkeit“ hängt im Amtszimmer des Revaler Pfarrhauses ein Porträt des Reichskanzlers einträchtig neben einem Bildnis Luthers und Fotografien der Vorfahren in der Pastorendynastie.

Die Träume vom Anschluss ans Reich laufen jedoch ins Leere. Stattdessen spitzt sich die internationale Lage immer mehr zu. Bei Kriegsausbruch im Sommer 1914 mahnt Paul Hoerschelmann auf der Kanzel vor der Hingabe an die „heidnischen Ideale von Heldentum“. Als in den Wirren zwischen Oktoberrevolution und Kapitulation des Deutschen Reiches Estland seine Unabhängigkeit erklärt, stellen sich die Pastoren Hoerschelmann auf die neue politische Situation ein. Auch widerstehen sie dem aufkommenden Nationalsozialismus, zu dem sich viele Deutschbalten hingezogen fühlen, und verfolgen aus der Ferne den Kirchenkampf zwischen den „Deutschen Christen“ und der „Bekennenden Kirche“.

Die Wende kommt im Herbst 1939, als die Rote Armee Stützpunkte in Estland errichtet und in Deutschland Vorbereitung für die „Umsiedlung“ der Deutschbalten getroffen werden. Als die Hoerschelmanns im November 1939 Estland verlassen müssen, geht ein knapp zweihundertjähriges Kapitel der Familiengeschichte zu Ende. Die Familie wird im soeben besetzten Posen, der Zentrale des sogenannten Wartheгаus, angesiedelt und kommt in einer Wohnung kurz zuvor Vertriebener unter. Auf der Flucht vor der Roten Armee zieht sie 1945 ins familiäre Stamm-

land, nach Thüringen, und von dort später weiter gen Westen.

In Aschenbrenners Erzählung wird das evangelische Pfarrhaus als zugleich privater und öffentlicher Raum lebendig: Es ist Wohnstatt einer in Tugendhaftigkeit, Frömmigkeit und dezenter literarischer wie musischer Bildung zur Vorbildhaftigkeit verpflichteten, idealiter großen Familie. Zugleich ist es Arbeitsort des Pfarrers, Ort des Bibelstudiums und der anspruchsvollen Lektüre, des individuellen wie gemeinschaftlichen Gebets; es ist Begegnungs- und Beratungszentrum, es ist Unterrichtsraum und gegebenenfalls Pensionat.

Zum Selbstbild der Pastoren gehörte der Anspruch, zuständig zu sein nicht nur für das Seelenheil ihrer Pfarrkinder, sondern für ihre Lebensumstände insgesamt: für die gute Ernte und die Ausbildung der Kinder, für das gedeihliche Zusammenleben der Ehepartner, für wirtschaftliches Auskommen und gesunde Lebensführung. So verstanden sich die Pastoren nicht nur als Seelsorger, sondern stets auch als Erzieher und Lehrer. Um ihrer Berufung gerecht zu werden, brauchten sie – dem Prototyp des Pfarrhauses in Wittenberg folgend, das die „Lutherin“ Katharina von Bora erfolgreich managte – eine Pastorin an ihrer Seite, die einen Teil der umfanglichen und vielseitigen Arbeitslast auf ihre Schultern nahm: eine Frau, die eine familiäre Atmosphäre zu schaffen vermochte, in der täglich auch Gäste, Trost- und Hilfsbedürftige mit einem freundlichen Empfang rechnen durften; eine Frau, die den Garten zu pflegen und junge Frauen in Haushaltsführung und Handarbeit einzuweisen und sich überdies an Gesprächen über den Glauben, über Literatur und Theater sowie möglichst an Hausmusikabenden zu beteiligen verstand.



Seelsorge und Bildung: Familie Hoerschelmann anno 1908

Abb. aus d. bespr. Band

Nicht alle Ehefrauen der Hoerschelmann-Pastoren entsprachen diesem Ideal. Welche Überforderung dieses öffentlichen und religiös überformten Familienlebens oftmals für die Pfarrfamilie darstellte, haben Filme wie „Das weiße Band“ eindringlich gezeigt. Aschenbrenner verschweigt diese Seite in der Geschichte des evangelischen Pfarrhauses nicht, doch leuchtet er das Ideal ungleich gründlicher aus, und so trägt sein Buch letzten Endes dazu bei, den Mythos vom evangelischen Pfarrhaus zu pflegen und seinen Bedeutungsverlust im zwanzigsten Jahrhundert zu bedauern.

Die Lektüre des Buches vermittelt eindringlicher als sozialstatistische Erhebungen, dass der Genius loci des evangelischen Pfarrhauses im Strudel des sozialen Wandels in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts dem Untergang geweiht war. Mit seinen Ansprüchen nicht nur an den Pastor selbst, sondern an die Lebensführung seiner Bewohnerinnen und Bewohner, an die Hingabe der Ehefrau an die Berufung des Ehemannes, die Aufhebung der bürgerlichen Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, war es den Umwälzungen der Moderne kaum besser gewachsen als das zölibatär verkrampte katholische Pfarrhaus mit seinen ledigen Pfarrhäuschen.

Wenn auch jüngere kirchensoziologische Untersuchungen zu dem Schluss kommen, dass die Persönlichkeit des Pfarrers weiterhin zentral ist für die Lebendigkeit einer Gemeinde, so ist doch das Pfarrhaus nicht mehr der Ort, an dem sich dieses Leben verdichtet. Bei Cord Aschenbrenner lebt die Hoerschelmannsche Pastorendynastie bis in die gegenwärtig neunte Generation – nunmehr in Hongkong und wieder in Deutschland – fort. Mit den Anfängen im Kernland der Reformation Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber haben die Bedingungen, unter denen die Nachkommen des Stammvaters Johann Heinrich ihren Beruf ausübten, kaum noch etwas gemein. Die Säkularisierung machte auch vor der Pforte des Pfarrhauses nicht halt. ASTRID REUTER



Cord Aschenbrenner:  
„Das evangelische Pfarrhaus“. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: Eine Familiengeschichte.

Siedler Verlag, München  
2015, 368 S., Abb., geb.,  
24,90 €.

## Hineingeboren in ein Reich der Amnesie

Der neuseeländische Schriftsteller Lloyd Jones macht sich auf, die Geheimnisse seiner Familie zu lüften

Manchmal ist es gut, sich daran zu erinnern, auf was für einem Fundament man steht und lebt. Am 22. Februar 2011 wurde die neuseeländische Stadt Christchurch schmerzhafte daran erinnert, welches Fundament das ihre ist. Ein Erdbeben der Stärke 8 auf der Richterskala erschütterte die zweitgrößte Stadt des südpazifischen Inselstaates. Der Schuttbergub die überraschten Menschen unter sich, 185 fanden den Tod, fast 6000 wurden verletzt. Das Hauptbeben dauerte nur 25 Sekunden – genug, um die Stadt in ein Katastrophengebiet zu verwandeln und die Menschen daran zu erinnern, dass ihre Stadt einst auf einem Sumpfböden erbaut worden war.

Auch Lloyd Jones fühlte sich von diesem Ereignis in seiner Heimat tief betroffen. Der Schriftsteller, der mit dem Roman „Mister Pip“ internationalen Ruhm erlangte, beschloss, nach Christchurch zu reisen. Dort spricht er mit den Leuten, streift durch die zerstörte Stadt und macht sich Notizen. „Diese Welt war zerbrechlicher, als irgendjemand hatte ahnen können, so fragil, dass sie einem auf Dauer wie eine Attrappe vorkam, als hatten dort alle in einer Theaterkulisse gelebt.“ Intuitiv wird Jones klar, warum ihn das Erdbeben so sehr fesselt – unabhängig von der menschlichen Tragödie, die es in erster Linie darstellt. Er bemerkt „einen Schwall von Erinnerungen, die ohne bestimmten Zusammenhang unsortiert in mir aufsteigen, als wäre lockerer Bodensatz aus meinem Inneren nach oben gespült worden“.

Die wirren Erinnerungen betreffen Jones' eigene Familie – sein Fundament, von dem er fast nichts weiß. Er begibt sich auf eine Reise zu seinen Wurzeln und den Geheimnissen, die seine Familie umgeben. Mit „Die Geschichte der

Stille. Eine Spurensuche in Neuseeland“ ist ihm ein Erinnerungsbuch gelungen, das in der genuine Verbindung von Sprache und Form ein berauschendes Kunststück darstellt.

Jones wird 1953 als fünftes Kind einer Arbeiterfamilie geboren. Sein Zuhause ist die Kleinstadt Lower Hutt, in der Nähe der Hauptstadt Wellington. Da seine Geschwister wesentlich älter sind, wächst er fast wie ein Einzelkind auf. So trainiert er seine Sinne auf den Ton der zwischenmenschlichen Atmosphäre, auf das Zwischenzeitliche, auf das Ungesagte. Viel gesprochen wird im Hause Jones ohnehin nicht. Es gibt keine Geschichten und keine Familienfotos, die dem kleinen Lloyd begreifbar machen, woher er stammt und wer er ist. „Ich bin in ein Reich der Amnesie hineingeboren worden. Und im Reich der Amnesie geht zu erst die Sprache verloren – Erzählungen von Feen und Nymphen verschwinden, sobald der Schatten, in dem sie Schutz suchen, für immer zerstört wird durch das flutende Tageslicht, das den Waldesgrund erreicht, wenn die Baumriesen zu Boden krachen.“

Jones erschafft sich eine Sprache für seine Geschichte – davon lebt dieses Buch. Man merkt jedem Satz förmlich an, wie Jones bestrebt ist, Erinnerungen mit der Hilfe von originellen Bildern, von ungewohnten Wortverbindungen, von passenden Anekdoten und eines poetischen Tons sprachlich aufzuspüren und zum Leben zu erwecken. Grete Osterwald ist es auf herausragende Weise gelungen, diese ungewöhnliche Sprache aus dem Englischen ins Deutsche zu überführen.

Die Geschichte, die Jones literarisch freilegt, manchmal freischlägt, ist eine von Schuld, Verrat, vom Verlassen- und Zurückgelassenwerden und von verlore-

ner Liebe – in einer mütterlicherseits, wie väterlicherseits wurzellosen Familie. „Fehler mögen willkürlich erscheinen, aber sie sind nie zufällig“, besagt ein dem Buch vorangestelltes Motto. „Es gibt immer einen verborgenen Auslöser, einen Grund für ihr Vorhandensein.“

Jones glaubt an eine Art psychologische Blutlinie, die sich durch eine Familie zieht. Diese wird aber nicht nur durch Fehler geprägt, sondern auch durch vermeintlich positive Entscheidungen. In einer Episode erinnert er sich daran, wie ihn seine Mutter Joyce als kleinen Jungen mitnahm, wenn sie mit dem Auto zu einem Haus fuhr, das Auto davor parkte und das Haus einfach nur anstarrte. Wie sich später herausstellte, lebte dort ihre Mutter, die Joyce weggegeben hatte, als sie noch klein war – auf das Drängen ihres Mannes, der aber nicht der Vater von Joyce war. Jones' Vater Edward wuchs elternlos in einem Waisenhaus auf. „Einige Tage nach dem schweren Erdbeben von 1931 in Napier war mein Vater“, schreibt Jones in seinem Buch, „385 Kilometer mit dem Fahrrad gefahren, um bei den Aufräumarbeiten zu helfen.“ Der Sohn wird vom selben Instinkt getrieben, als er 2011 beschließt, nach Christchurch zu fahren.

In solchen Passagen spiegelt sich nicht nur die Bedeutung der Mythologisierung in der Familie, sondern auch die Bedeutung der Mythologisierung, die in einem Einwanderungsland wie Neuseeland eine ganz eigene Rolle spielt. Als im neunzehnten Jahrhundert viele Menschen aus Europa ans andere Ende der Welt reisten, kappten sie damit die Verbindung zu ihren eigenen Wurzeln, ihnen ureigenen Geschichten und Mythen. Jones nimmt den umgekehrten Weg und reist im zweiten Teil des Buches nach Wales, woher ein Teil seiner Familie

stammt, um seine Geschichte zu erforschen.

Bereits in seinen vorherigen Romanen hat sich Jones, der zurzeit auf Einladung des DAAD-Künstlerprogramms in Berlin lebt, eingehend mit der Frage der Identität auseinandergesetzt. Besonders trefflich in „Die Frau im blauen Mantel“, in der er von einer Afrikanerin erzählt, die über das Mittelmeer nach Berlin flüchtet. Es ist kein Zufall, dass ein Neuseeländer, dazu ein Pakeha, also ein europäischstämmiger, die scheinbar Wurzellosen, die Flüchtigen und die Frage nach der Identität zu seinem literarischen Leitthema gemacht hat. Denn auch die Pakeha sind in Neuseeland die Eingewanderten, die sich im Laufe der Geschichte immer wieder neu erfinden mussten. „Die Geschichte der Stille“ erzählt davon, was es heißt, sich selbst und seine Herkunft neu denken zu müssen. Damit ist dies auch ein aktuelles Buch, das uns Deutschen vielleicht ein Anreiz sein kann, darüber zu forschen, wer wir sein könnten, wenn wir nur wollten.

In Christchurch werden die Häuser seit geraumer Zeit wieder aufgebaut, nicht aus Stein übrigens, sondern aus einem neuartigen Sperrholz, das eine Art Gummifundierung besitzt. Bei einem Erdbeben werden sich die Häuser so mit den seismographischen Schwingungen bewegen. Die Zeit der Einstürze sollte dann hoffentlich vorbei sein. INGO PETZ



Lloyd Jones: „Geschichte der Stille“. Eine Spurensuche in Neuseeland.

Aus dem Englischen von Grete Osterwald. Rowohlt Verlag, Reinbek 2015.  
288 S., geb., 19,95 €.